

Yoga und Philosophie, Askese des Leibes und Logizismus des Geistes sind die Einseitigkeiten, in die sich die Menschheit täglich neu stürzt, um ihrer seelischen Mitte zu entgehen. Orient und Okzident, Mönchtum und Akademikertum, Buddha und Plato, tyrannisieren die Seele. Ich zitiere: Die Seele ist kein Ding.

Beide Fehler lassen sich nun auf den selben Fehler zurückführen. Sie wenden eine falsche Grammatik auf die Seele an, oder genauer eine verarmte Grammatik. Und die also »geißelte« Psyche muß gegen Fachgelehrte und Okkultisten sich mit dem Dichterwort trösten:

Soll dich der Olymp begrüßen
arme Psyche, mußt Du büßen.
Eros, der dich sucht und peinigt,
will dich seelig und gereinigt.

Wir aber halten Ausschau nach Eros selber statt nach jenen Marterwerkzeugen.

Die Grammatik der Seele

Hat denn die Seele eine Grammatik? Nun, da doch das Wort aus der Seele kommt, und das wahrste Wort gerade aus tiefster Seele, da wir die Macht der Sprache gerade an der Erschütterung der Seele messen, wenn

»des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Töne Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen«,

so wird wohl – so wie der Geist Logik – die Seele »Wortgefüge«, und eben das heißt »Grammatik«, als Struktur ihres Innern haben. Diese Analogie ist nicht leichthin, sondern in all ihrer nur irgend erfäßbaren Tragweite gemeint. Der programmatische Charakter dieser Schrift kann darum nichts anderes sein als ein *grammatischer*! Während Logik und Erkenntnis-

theorie der Kern aller Geisteswissenschaft ist, während die Naturwissenschaft mit der Mathematik steht und fällt, ist Grammatik der Schlüssel, der das Schloß der Seele aufschließt. Die Geheimnisse der Sprache muß ergründen, wer die Seele erkunden will. Aber weiß auch nur ein bloß Gelehrter – nicht von Gottes Gnaden geborener Psychologe, weiß ein Okkultist davon? Im Gegenteil, beide meiden und fliehen geradezu diese echte Methode unseres Wissens von der Seele.

Der Philosoph will ihr von erkenntnistheoretischen Voraussetzungen aus mit Logik beikommen. Er ist damit so unmethodisch ihr gegenüber wie ein Scholastiker des Mittelalters gegenüber der Natur. Alle Geisteswissenschaft ist noch heute unbewährte Scholastik, wo sie an Seelenfragen rührt, also in der Jurisprudenz, Ökonomie, Geschichte und vor allem in der Psychologie. Wollen wir die heutige Lage der offiziellen Seelenwissenschaft erfassen, so müssen wir an die der Naturwissenschaft denken, bevor die Mathematik und das Experiment sie von der Logik Tyrannei befreit hatten.

Hingegen wollen der Okkultist, Monist usw. die Seele mit eben dieser neuzeitlichen Methode meistern. So gehen sie ihr mit – mehr oder weniger, meist weniger, modernen – jedenfalls aber räumlich-natürlichen oder astrologisch-mathematischen Berechnungen »zu Leibe«. Immer müssen diese Denker die Seele »materialisieren«. Materialisationsvorgänge und Experimente der »Medien« gelten ihnen als höchste Offenbarungen der Seele, das ist genauso pervers und der Seele genauso unanständig, wie wenn der Philosoph die Vernünftigkeit für ihr geheimstes Wunder erklärt.

Von der akademischen Psychologie wird als einzig feste Größe das Ich gesetzt. Das Du, das Er und Sie, das »Es« der Dinge, alles andere wird erst beachtlich dadurch, daß es von dieser ersten Person der Grammatik, von dem Ich psychisch aufgenommen wird. Das »Nichtich« oder der Nächste, oder Gott oder der »Gegenstand« werden vom Ich gesichtet.

Diese Lehre entspricht der Behauptung der griechischen Gram-

matiker, das Ich sei die erste Person des Verbuns. Und sie gibt damit deutlich ihre Abkunft von einem antiquierten – Spengler würde sagen: von einem euklidischen – Standpunkt des Denkens zu erkennen. Die griechische Philosophie und die griechische Schulgrammatik sind heute nicht mehr die gültige Basis für so weittragende Behauptungen. Mag auch in unseren Schulbüchern das Ich noch immer die erste Person heißen, so darf die Psychologie diese falsche Zählung nicht mehr naiv als Dogma voraussetzen. Denn alle unsere eigene Erfahrung erfährt genau das Gegenteil von dieser griechischen Lehre des Primats des Einzel-Ichs!

Aus tausend Sorgen und Eindrücken und Einflüssen, die das Kind umkleiden, umfließen und bedrängen, grenzt sich dieses allmählich als ein selbständiges Wesen ab. Seine erste eigene Feststellung ist daher die, daß es nicht Welt, nicht Mutter oder Vater, nicht Gott, sondern *etwas anderes* ist. Das erste, was dem Kind, was jedem Menschen widerfährt, ist, daß es angeredet wird. Es wird angelächelt, gebeten, gewiegt, getröstet, gestraft, beschenkt, gesättigt, *es ist zuerst ein Du* für ein mächtiges Außenwesen: vor allem für die Eltern. Deshalb sagt Goethe in der Pandora mit Recht: »Ist doch ein Vater stets ein Gott«. Er ist es deshalb, weil er für die Tochter *vor ihrem eigenen Ich da ist*, weil er ihr erst, indem er sie anspricht, mit dem Du, ein Bewußtsein ihrer selbst verleiht.

Das Hören, daß wir für andere da sind und etwas bedeuten, daß sie etwas von uns wollen, geht also dem Aussprechen dessen, daß wir selber sind und was wir selber sind, voraus. Daß wir Befehle von außen erhalten und von außen beurteilt werden, gibt uns Selbstbewußtsein. Denn nun empfinden wir uns als Etwas und Besonderes gegenüber diesem Befehl und diesem Urteil. Etwas anderes oder etwas Besonderes zu sein ist das Grunderlebnis des Ich. Und wie viele Menschen bringen es in ihrem Leben zu nichts als zu diesem stumpfen, trotzigem »Andersgefühl«, wie es der Satz: Ich bin ich, dieser erste Satz aller Individualpsychologie und Individualethik, festnagelt. »Ich bin ich« ist die Ant-

wort des von draußen mit seinem Namen angeredeten Menschen. Wie denn auch manches Kind immer wieder »Selber« voll Selbstgefühl von sich sagt. So geht also die namentliche Anrede des Menschen als eines mit Eigennamen ausgezeichneten Wesens allem eigenen Über-sich-selber-Denken des Ich voraus. Die kürzeste Stammform des Verbuns ist dementsprechend die Du-Form des Imperativs: Geh, komm, höre, sei, werde, im Semitischen wie im Indogermanischen. Dann erst antwortet der Mensch, der anders wie die gattungsmäßigen Dinge der Außenwelt, wie Bäume, Tische, Steine und Häuser, mit einem Eigennamen ausgezeichnet wird, mit seinem trotzigen, selbstbewußten »Ich bin ich«, das ihm klar macht, daß er Ja oder Nein antworten kann, daß er Widerstand zu leisten vermag. Das bekannte verstockte Neinsagen vieler Kinder, der »Bock«, ist ja nur die praktische Nutzenanwendung aus dem Answererlebnis des zugrunde liegenden »Ich bin ich«.

Erst das dritte ist es dann, daß die Dinge der Welt entdeckt werden, die zwar vom Menschen benannt werden, die ihm aber keine Antwort geben, und von denen er also nicht angeredet werden kann, die dritten Personen des Er, Sie und Es. Bedeutsam ist, daß Kinder und kindliche Menschen mit Vorliebe auch von sich selbst in dieser »dritten« Person dort reden, wo sie nicht durch Anruf vertrotzt auf ihr Ich zurückgeworfen werden. Erzählen wird ein Kind von sich: Hans ist Zug gefahren, Hans ist müde. Ein Befehl hingegen führt und zwingt zu Ja und Nein; diese beiden Worte sind nur scheinbar bloße »Interjektionen«. In Wahrheit sind sie die Sätze der wahrhaft göttlichen Ichpersönlichkeit, die Grundsätze der uns verliehenen Allmacht. Ja und Nein zu sagen, heißt Schöpfen und Widerstehen, Leiden und Leidenmachen. Ja und Nein spricht Gott und sprechen wir als Gottessöhne. Aber gerade der kindliche Mensch wandelt nicht immer in der Ichfigur seiner Allmacht durchs Leben. Er entläßt oft, wie in Spittellers »I mago« der Held seinen »Konrad«, sein Ich in die Dingwelt, taucht unter in die Welt, und läßt sich erst durch den neuen Anruf, der seinem Du widerfährt, aus

dieser Welt seines Adam wieder aufschrecken und zurückrufen. Nur daß er meist dann in das andere Extrem fällt: in die erste Person, weil er deren Persönlichkeit für das einzige »persönliche« Leben hält. Die Grammatik der Seele braucht aber die drei Personen alle drei. Denn die Seele muß sich in göttlichen Momenten als Ich, in beschaulichen als Es, im Erwachen aber und Einschlafen als Du ansprechen lassen. Die Seele wandelt vom Es über das Du zum Ich und umgekehrt. Dabei windet sie sich oft unter diesen Wandlungen. Ihre Trägheit sucht, sich diesen Wandlungen zu entziehen. Aber die wesentlichste Erkenntnis für uns hier ist eben die: *Jede Wendung im Leben der Seele erscheint als eine Abwandlung ihrer grammatischen Figur*, gerade so wie jede Veränderung ihrer mathematischen Form erscheint.

Was wir hier von den Personen gesagt haben, gilt nun auch von den sogenannten Modi, dem Indikativ, Konjunktiv, Imperativ. Wie die Personen Erscheinungsweisen der Seele in ihren verschiedenen Momenten sind, so sind auch diese Modi ihr zugeordnet als die vornehmsten Wirkweisen dieser ihrer Momente. Die landläufige Grammatik registriert alles: ich singe, du singst, er singt, daß ich sänge, daß du sängst, daß er sänge, sing, er soll singen, wir sollen singen, und so geht es in jeder Zeit und in jedem Modus im Aktivum und im Medium den Singular und Plural hindurch, so als wäre alles mit allem beliebig vertauschbar. Die schönen Tabellen in den Schulbüchern scheinen direkt darunter zu leiden, daß die Imperativform der ersten Person Singularis fehlt. Die Grammatik der Seele hingegen deckt primäre und sekundäre Beziehungen zwischen Person und Modus auf, sie unterscheidet Ursätze und bloße Entwicklungen und Ableitungen, die jene Ursätze gegenseitig bereichern, sie einander annähern und ein Geflecht zwischen ihnen herstellen. Aber dies vollentwickelte Geflecht ist nur zu verstehen als Oberflächenausfüllung zwischen den tiefen, prinzipiellen Ausbrüchen oder Ausdrücken der seelischen Gestaltungskraft. Die Schulgrammatik mit ihren Konjugationslisten fotografiert die Oberfläche,

das Nebeneinander der sprachlichen Erscheinungswelt. Die Sprachströme, die ursprünglich aufbrechen in der Seele, sind etwas anderes als ihre Verwertung im täglichen Leben der Menschen. Alle übliche Sprachphilosophie handelt nur von der *Verwertung* der Ursprache. Der Alltag verwertet jede seelische Urleistung für seine Zwecke. So schafft er die Verstandes- und Verständigungssprache, die zweckhafte Sprache, die Mittel und Werkzeug wird. Der Kaufmann vor allem handhabt die Sprache als etwas abgelagertes, fertiges, als Courant und Kleingeld. Je neuartiger seine Ware, desto typischer und eingängiger seine Rede, um Vertrauen einzufloßen. Aber welche Philosophie, diese Ausnutzung und Ausmünzung der Goldbarren seelischer Kundwerden als »das Wesen der Sprache« zu nehmen. Diese Oberflächenphilosophie nimmt das künstliche Leitungsnetz zweckhafter Kanalisationstechnik für das Wesen des Sprachquells, der im Menschen überwältigend aufbricht. Sie verwechselt also Sprechenkönnen und Sprechenmüssen. Alles was der Mensch *muß*, das *kann* er und seinesgleichen auch. Der gewöhnliche Mensch in uns kann nur, was andere gemußt haben. Wo aber das Muß der Sprache den Menschen antritt, da begreift er nicht mehr die Sprache als sein Mittel, um sich verständlich zu machen, sondern da wird er ergriffen, weil sich die Dinge ihm verständlich machen wollen, weil der Mensch sich begreiflich machen will oder weil ihm Gott vernehmlich werden will. Man beachte den Unterschied: Sich begreiflich zu machen ist das Anliegen des Vollmenschen in uns, des »Menschenmenschen«. Der Menschenfuchs, der Menschenwolf und die Menschenschlange im Menschen – die schon Cyprian vom Menschenmensch unterschied – die allerdings wollen sich nur verständlich machen, beim Kellner etwas »was auf der Karte steht« bestellen, einen Kauf über eine »Ware« abschließen, eine »konventionelle« Höflichkeit dreheln. Sie wollen etwas Fertiges weitergeben. Der Menschenmensch aber, den sein ursprünglicher Sprachstoff begreiflich machen will, der findet ein Lied der Liebe oder des Hasses, der Schwäche oder der Kraft, der Furcht oder der Freude.

Das Lied aber ist ja nichts als die Ausgestaltung der Ichform zur Schwingung des Konjunktivs oder Optativs. Hier schwingt der Wille sich frei, wie es der schöne Name des Freiwilligen ausspricht. »Voluntativ« wäre der rechte Name für diese Sprechweisen, hätten die Denker da nicht das Gezänk von der Freiheit des Willens eingemengt. Von Freiwilligen und ihrem guten Willen wissen wir alle. Wir erfahren uns als Freiwillige! Von der Freiheit Gottes wissen wir auch. Von der abstrakten Freiheit unseres Willens wissen wir nichts. Hingegen werden die Tiere, Pflanzen und Stoffe draußen genau so wie der Fuchs oder Wolf in uns selber befriedet, wenn sie uns, genauer wenn sie dem Menschen in uns, verständlich werden. Jene Verstandessprache, die heut für die *ursprüngliche* Sprache ausgegeben wird, ist also die Sprachform, in der die Welt Dinge allerdings in uns eintreten. Wo wir uns in der »Welt bewegen«, weltmännisch sicher handeln wollen, dort müssen und sollen wir den Dingen ihre alten Begriffe lassen. Denn *mit der Welt* spricht man nicht wie mit seinesgleichen. In der Welt die Dinge mit dem *rechten* Namen zu nennen, ist das Außerordentlichste, was der Menschenmensch in uns tun kann. Das alte Wort, daß die Welt untergehe, wenn ein Mensch in der Welt einmal die volle Wahrheit sagt, ist nicht übertrieben. Die Welt, als Welt der Dinge, der dritten Personen der Konvention, bricht in der Tat immer zusammen, wenn ein Mensch sie als menschlich nimmt. Und der, der das tut, übernimmt damit auch sich selbst, da auch er ja nur vorübergehend der Ursprache mächtig bleibt, da auch er der Oberflächenwelt mit angehört. Er wagt, ein Stück Welt zu vermenschlichen. Wo er jedoch sich selbst beschaulich oder theoretisch nimmt, da spricht er ja sogar von sich als »Konrad«, als Stück Welt, in der dritten Person wie der Held bei Carl Spitteler.

Für die Bereinigung der Urgrammatik ergibt sich also ein Zusammenhang des Indikativs mit der dritten Person. Gelassen in die Welt entlassen ist, was der Indikativ bändigt. Er beschreibt und erzählt das Ruhende, das Gewesene, das Fertige und Vorhandene. Weil oder soweit alle Philosophie Weltweisheit war,

mußte ihre erste und ewige Frage die nach dem Sein werden. Sein und Dasein sind ja Inbegriffe für den Indikativ in allen seinen Spielarten, in dem sich über die Welt »etwas« aussagen läßt. Diesem Geistesstrom bändigender Zucht entgegen strömt der Konjunktiv, Optativ, Voluntativ, der Kraft- und Machtstrom des Ich und seiner sich selbst gesetzgebenden Herrlichkeit. Der Konjunktiv ist der schwellende Gesang, das Marschlied des Werdens und aller Werdenden. »O daß ich tausend Zungen hätte«, »Wenn ich einmal der Herrgott wär«, vom heiligsten Ernst bis zum Scherz ist es immer die Kraftschwingung des Ich, die ihn, den Konjunktiv, hervortreibt. Daher wo Philosophie Bewußtsein des Ich werden will, redet sie statt vom Dasein vom Willen und Werden. Die Philosophie, die den Menschen vergöttert, heißt Idealismus, denn sie lebt von der Freiheit des Willens. Freiheit aber ist der prägnanteste Ausdruck für den Konjunktiv alles Werdenden, das dem Gesetze des Daseins noch nicht gehorchen will, das sich nicht als Welt Ding, sondern als göttlich begeistert, als Idealisten glauben möchte.

Selbstvergessen, also ohne Freiheit für sich selbst, ohne Wunsch oder Willen, ist die Liebe. »Und wenn ich ihn erwählte, so wars ohn alle Wahl«. Weltvergessen ist sie nicht minder. »Wenn ich dich nur habe, wenn Du mein nur bist.« »Was frage ich nach Himmel und Erde«. Was bleibt hiernach dem Geistesstrom, der die Liebessprache gebiert, anders als das Du, vom Lockruf bis zum verantwortlichen Gebot! Liebe tändelt ja nicht etwa wie ein Flirt, der in der Oberflächensprache gaukelt; Liebe verwandelt. Sie beschwört und befiehlt. So wird das Du geradezu in der Liebesverwandlung des Imperativs erst entdeckt. Gäbe es neben einer Philosophie der »Weltanschauung« und neben einer Philosophie als »Selbstbewußtsein« eine Philosophie des »nächsten Du«, so hätten die Philosophen schon längst aus dem Indikativ der Weltgesetze und den Konjunktiven der Willensfreiheit herausgefunden zur vollständigen Grammatik. Aber es gibt eben diese Philosophie nicht und kann sie nicht geben. Denn die Philosophen sind zwar entweder selbstvergessen *oder* weltverges-

sen gewesen, aber nie beides, *nie bloße Samariter des Denkens*. Wo sie das werden, hören sie auf zu philosophieren. Hierauf beruht die Größe des letzten Werkes des letzten großen deutschen Idealismus-Philosophen, das aus dem Du des Glaubens heraus spricht, Hermann Cohens: es hört auf Philosophie zu sein!

Aber wir dürfen noch einen Schritt weiter in die Schulgrammatik tun. Auch die Tempora des Verbums haben ihre eigenartige Nähe zu den einzelnen Modi. Der Indikativ z. B. ist von Haus aus nicht Präsens. Denn er erzählt ja Gewordenes, Gewesenes, Vorübergegangenes oder doch außerhalb des Sprechers im *Welt-raum Vergehendes*. So stellen im Griechischen den reinen Indikativ die Stämme der Aorist dar. Hingegen wird der Indikativ Praesentis vielfach erst durch Dehnung, Reduplikate etc., dieser Aoristformen gebildet! Die »Natur« aller Konjunktive ist das Futurum. Reine Gegenwart aber, Wende von Vergangenheit in Zukunft, Hereinreißung des Kommenden in das Heute und Hier ist von Haus aus nur der Imperativ, der Modus der Verwandlung, der Modus jenes mächtigen »tolle, lege«, »tolle, lege«, »nimm und lies«, das einen Augustin zu seiner Verwirklichung rief.

Angesichts der bisherigen Mißhandlung der Grammatik der Seele wirkt gerade dies letzte wie eine überraschende Entdeckung. Denn nun begreifen wir erst ganz, was Weltweisheit und idealistische Freiheitslehren der armen Psyche angetan haben. Für den Okkultisten ist sie ein Ding, für den Philosophen ist sie frei. Von beiden wird Psyche um ihre liebeserfüllte Gegenwart betrogen. Sie kann sich ja unter ihrer Herrschaft gar nie vergegenwärtigen. Der Okkultist – und mit ihm alle Materialisten – preist ihre »Wesenhaftigkeit«, also ihr Stück Gesetzmäßigkeit, ihre Daseinsgebundenheit, ihr Dasein, als ihre *wahre* Gestalt. Der Philosoph aber predigt ihr den Traum von Freiheit, Vernunft, Unsterblichkeit als ihre *wahre* Aufgabe. Und beide machen so Gesetze oder Aufgaben zur *Scheingegenwart*, welche das gebieterische, liebesunterworfenene Heut ersetzen sollen. Sie verarmen